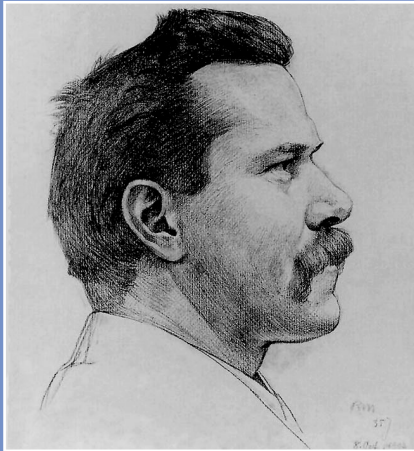




Sprachkreis Deutsch  
Bubenberg-Gesellschaft 3000 Bern

## Mitteilungen Nr. 1+2/2010



# SOK

Frühlingstagung der SOK  
20. Mai 2010, 15.00 Uhr  
Zunfthaus zur Waag, Zürich



**Eine Sprache soll den Gedanken ausdrücken; nicht uns überlassen ihn zu rathen. (Arthur Schopenhauer)**

Verein Sprachkreis Deutsch SKD  
CH-3000 Bern  
Schweizer Orthographische Konferenz SOK  
[www.sok.ch](http://www.sok.ch)

Für die Erhaltung der sprachlichen und kulturellen Vielfalt Europas  
Für die Landessprachen der Schweiz  
Für gutes Deutsch und achtsamen Umgang mit Anglizismen  
Für eine sprachrichtige und einheitliche deutsche Rechtschreibung

<b>Wer's nicht glaubt, zahlt einen Taler</b> (Peter Zbinden).....	<b>3</b>
<b>Eduard Engel – der Stillehrer und sein Plagiator Ludwig Reiners</b> .....	<b>4</b>
<b>«Ich habe gemacht ein feines Geschäft» – Ein Wort über Ludwig Reiners, den Klassiker der Stilkunst</b> (Stefan Stirnemann).....	<b>4</b>
<b>Wortorientiertes Lesen</b> (Ulrich Knoop / Michael Mühlenhort).....	<b>9</b>
<b>Eindrücke von der 3. internationalen Literaturveranstaltung</b> («4+1 translatar tradurre übersetzen traduire» – Peter Glatthard) .....	<b>12</b>
<b>Rezension zu figurationen – gender/literatur/kultur</b> (Mehrsprachiges Denken – Penser en langues – Thinking in languages – Marco Baschera) .....	<b>16</b>
<b>Den Dingen einen Namen geben</b> (Reiner Pogarell) .....	<b>20</b>
<b>100 Jahre «Heimisbach»</b> .....	<b>26</b>
<b>Die Gotthelf-Verfilmungen von Franz Schnyder</b> (Gotthelf-Stube Lützelflüh – Ausstellung 2010).....	<b>27</b>
<b>Sprachsicherheit</b> (Vorschau auf die Frühlingstagung der Schweizer Ortho- graphischen Konferenz SOK – Stefan Stirnemann).....	<b>29</b>
<b>Buchanzeigen</b> (Gerd Schrammen, Ich spreche gern Deutsch/Der neue Anglizismen-INDEX 2010/Franz Stark, Wie viel Englisch verkraftet die deutsche Sprache?) .....	<b>32</b>
<b>Erika Burkart zum Gedenken</b> .....	<b>35</b>
<b>Deutschsprachige Normung erhalten!</b> – keine Zentralisierung!.....	<b>Umschlag</b>

Herzlichen Dank für jede Geldüber-  
weisung an SKD oder SOK, sie ist  
steuerbefreit.

*Abbildungen auf dem Umschlag:*  
– Links: Simon Gfeller  
(Zeichnung von Rudolf Mürger)  
– Rechts: Eduard Engel

## Impressum

### Herausgeber

Verein Sprachkreis Deutsch SKD

### Brief

Verein Sprachkreis Deutsch SKD  
CH-3000 Bern (kein Postfach)

### Fax

SKD 032 331 01 19

### E-Post an

info@sprachkreis-deutsch.ch

### Internet

www.sprachkreis-deutsch.ch  
www.sok.ch

### Postkonto

SKD 30-36930-7

### Druck

Schwab Druck AG, 3250 Lyss

*Kostenlose Exemplare der  
SKD-Mitteilungen sind beim SKD,  
CH-3000 Bern, erhältlich.*



## Wer's nicht glaubt, zahlt einen Taler

Vor einem guten Dutzend Jahren vertraute ich der Rechtschreibreform in vielen Fällen und glaubte den Reformern, dass sie manches verbessert hätten.

Zu etwa derselben Zeit vertröstete mich ein Redaktor damit, die Modeerscheinung der Anglizismen werde sich in längstens zehn Jahren von selbst erledigt haben. Bald merkte ich, dass ich den Rechtschreibreformern falsch vertraut hatte und dass auch die albernste sprachliche Modetorheit das Feld nicht von selber räumt. Hier glaube ich also

nicht mehr – ich zahle aber auch keinen Taler! Sondern:  
Ich meine, wer seine Sprache liebt und für sie einsteht, kann nicht dem Diktat fehlerhafter Schreibformen und einer bewusst geförderten Anglisierung folgen. Darum setzt sich der SKD seit seiner Gründung vor gut zehn Jahren mit Nachdruck ein für gutes Deutsch...  
... für einen achtsamen Umgang mit Anglizismen  
... für eine sprachrichtige und einheitliche Rechtschreibung  
... also für **Sicherheit in Stil, Grammatik und Orthographie.**

Das Wörtlein «tun» steht beim SKD hoch im Kurs. Überprüfen Sie selbst:  
<http://www.sprachkreis-deutsch.ch/>  
<http://www.sok.ch/>  
<http://www.schweizer-sprachberatung.ch>

Besonders tatkräftig unterstützt der SKD die Schweizer Orthographische Konferenz (SOK). Lesen Sie die Vorschau auf die Frühlingstagung (Seite 27). Für Sie wie mich gilt: Deutsch lieben, für die Mundart und unser «Hochdeutsch» eintreten, im Wissen, dass

Sprache von uns allen «gemacht» wird und Pflege braucht, nicht nur unbeteiligtes Beobachten oder gleichgültiges Wegschauen.

Unsere Autoren begleiten Sie und wollen Ihnen helfen, dem Sprachdiktat und der Sprachverlockung zu widerstehen. Tun SIE etwas für unser Deutsch, aus Überzeugung. Für diesen «Kostenbeitrag» dankt

Peter Zbinden

## Jahreszahlungen 2010

Der Einzahlungsschein ist für den SKD bestimmt, aber auch die SOK (sie kennt keine obligatorischen Beiträge) darf ihn verwenden. Der SKD ist Hauptsponsor der SOK.

## Eduard Engel – der Stillehrer und sein Plagiator Ludwig Reiners

*Eduard Engel (1851–1938) ist einer der großen Sprachlehrer der deutschen Sprache. Seine «Deutsche Stilkunst» ist heute noch lesenswert, ein Klassiker der Stilkunde. Engel war im sogenannten Dritten Reich als Jude verfeimt, und 1944, als die Judenheit Europas ermordet wurde und die Gelegenheit günstig war, gab Ludwig Reiners, Fabrikant, literarischer Hochstapler und Mitglied der NSDAP, eine eigene «Deutsche Stilkunst» heraus. Reiners Buch ist nicht nur im Titel ein schamloses Plagiat an Eduard Engel; Reiners, der unfähig zu selbständigen Forschungen und eigenen Gedanken war, hat freilich auch andere Autoren geplündert. Reiners wird heute noch gelesen, Engel ist weitgehend vergessen; man kennt ihn allenfalls als «Puristen». Wer aber seine Bücher liest, sieht sogleich, wieviel Sprachgefühl und Sprachsinn, wieviel*

*Witz und Phantasie auch in seinem Kampf gegen die «Fremdwörterei» stecken.*

*Über Eduard Engel orientiert sehr gut Anke Sauter, Eduard Engel, Literaturhistoriker, Stillehrer, Sprachreiniger (Dr. Rabes Doktorhüte, Arbeiten zur germanistischen Sprachwissenschaft und zum Deutschen als Fremdsprache, hg. Helmut Glück, Band 4, Bamberg, 2000).*

*Der hier abgedruckte Aufsatz erschien in gekürzter Form in der NZZ am Sonntag vom 16. Dezember 2007.*

*Stefan Stirnemann unterrichtet Latein und Griechisch am Gymnasium Friedberg in Gossau (St. Gallen) und ist Mitglied der Grimmelshausen-Gesellschaft und der Arbeitsgruppe der Schweizer Orthographischen Konferenz (SOK).*

### «Ich habe gemacht ein feines Geschäft»

#### Ein Wort über Ludwig Reiners, den Klassiker der Stilkunst

**Von Stefan Stirnemann**

Wer einen guten Stil schreiben will, braucht Begabung und Anleitung. Als beste Anleitung gilt seit 60 Jahren die «Stilkunst» von Ludwig Reiners. Die Bearbeiter der neuesten Ausgabe rühmen, sie sei ein Klassiker geworden, scheine unersetzlich und werde es nach menschlichem Ermessen noch lange bleiben. Was macht Reiners unersetzlich? Wohl seine schöpferische Idee, sein Stil und die Fülle der Kenntnisse. Reiners belehrt, aber unakademisch; er verbindet Wissenschaft mit Unterhaltung. Die Begriffe, die er verwendet, sind anschaulich und kräftig: Stopfstil, Stilschlampelei, Bandwurmsatz, Stilgecken, Schrei-

stil, Menschenrede, die etwas anderes ist als bedrucktes Papier. Er zeigt, was die Meister des Satzbaus über Sprache und Stil sagten: Quintilian, Lessing, Schopenhauer. Die Fehler führt er an Beispielen aus Zeitung und Literatur vor. Und was kennt Reiners nicht alles: die griechischen Redner, Tacitus, das Nibelungenlied, Goethes Gespräche, entlegene Stellen aus Tieck und Droste-Hülshoff. Auch Victor Hugo und Mark Twain hat er im Blick.

Wer war dieser kenntnisreiche Ludwig Reiners (1896–1957)? Nach dem Bericht eines Freundes, des Schriftstellers Eugen Roth, leitete er in München eine Nähfaden-Fabrik und gab in seiner Freizeit Bücher heraus. Sein klassisches Werk erschien 1944 unter dem vollen Titel «Deutsche Stilkunst». Woher hat Reiners seine Idee, seinen Stil, sein Wissen? Er hatte keine Idee, keinen Stil und weder Zeit noch Fähigkeit zu Studien; er stellte sein Buch aus anderen Büchern zusammen und plünderte vor allem die «Deutsche Stilkunst» eines wahrhaft klassischen Autors, des wegen seiner

jüdischen Herkunft entrechteten Eduard Engel. Was Reiners auszeichnet, stammt von Engel.

Eduard Engel (1851–1938) mit wenigen Worten vorzustellen ist unmöglich. Er war eine Persönlichkeit des literarischen Lebens und verfasste Literaturgeschichten verschiedener Sprachen. Ihm lag am reinen Ausdruck, er verabscheute Fremdwörter; das trug ihm den Titel eines Puristen ein. Er liebte sein deutsches Vaterland und schrieb in dieser Haltung auch Sätze, mit denen man sich abfinden muss. Theodor Fontane lobte Engel 1883 in einem Brief: «Für mich hat Ihre Schreibweise einen charme, weil sie das absolute Gegenteil von akademischer Langenweile bedeutet, es sprudelt, es quietscht vor Vergnügen und das Vergnügen teilt sich einem mit.» Das gilt auch von Engels Lebensbuch, wie er selbst es nennt, eben seiner «Deutschen Stilkunst». Er veröffentlichte sie 1911; zum letztenmal erscheinen konnte sie 1931, es war die 31. Auflage. 1936 sprach die Schmähchrift «Jüdische und völkische Lite-

raturwissenschaft» dem «jüdischen Literaturpapst» Recht und Fähigkeit ab, über deutsche Dinge zu urteilen. Im Dritten Reich war Engel ohne Schutz, und Reiners konnte ihn unbesorgt ausrauben. Wie ging er dabei vor?

### **Aus der Werkstatt eines Fälschers**

Engel hat diesen Grundsatz: «Alles Wichtigste in der Stillehre nimmt von selbst die Form des Verneinens an.» «Lehrbar ist nur, die angebildeten Laster des Satzes, wie des Stiles überhaupt abzutun.» Daraus macht Reiners: «Daher ist jede Stilanleitung zum guten Teil negativer Natur: es ist wichtiger und leichter, Stillaster abzulegen als Stiltugenden zu erlernen.» Den Stilmeister will Engel nicht belehren: «Ihm werden hier keine Lehren gegeben, keine Warnungen erteilt, denn er ist mein Lehrer, nicht ich der seine.»

Reiners: «Ihn kann kein Stilbuch etwas lehren, es kann von ihm nur lernen.» An Stilmeistern führt Reiners dieselbe Auswahl vor wie Engel, zum Beispiel



Eduard Engel

Theodor Storm mit dem Satz: «Meine Prosa hat mich stets mehr Zeit gekostet als Verse.» Halt, das schrieb nicht Storm, sondern Lessing, wie Engel richtig angibt; Reiners vertauschte beim Abschreiben die Namen. Reiners kennt nicht nur die Literatur zu wenig, er hat auch keine eigene Erfahrung, die er weiterge-

ben könnte. Engel berichtet, wie er an seinem Werk über Goethe arbeitete: «Ich habe die Handschrift fünfmal durchgelesen, und zwar nach einer ersten fachlichen Prüfung unter diesen Hauptgesichtspunkten: 1. Ausdruck (Bestimmtheit, Anschaulichkeit, Wörter auf -ung usw.); 2. Beiwörter, Umstandswörter; 3. Satz- und Absatzlänge; Satzzeichen, Satzbau, Wortfolge, Schachtelung, Bezugsätze; 4. Klang; 5. Überflüssiges.»

Reiners: «Da wir nicht bei einer Durchsicht auf alle Fehler achten können, so müssen wir unsere Entwürfe mehrmals durchgehen und jedesmal etwas anderes im Auge behalten, nämlich 1. inhaltliche Fehler, 2. Knappheit, 3. Zuspitzung und Anschaulichkeit des Ausdrucks, 4. Vermeidung unnötiger Haupt- und Beiwörter, 5. Satzbau, 6. Klang.»

### So ging Reiners vor: er schrieb ab und um.

Eigentlich hat Eugen Roth schon alles gesagt. Er nannte Reiners einen «Feier-

abend- und Sonntagsschreiber», dessen bestes Werk, die Stilkunst, aus mindestens so vielen eigenen wie fremden Quellen gespeist sei. Man hat seither ab und zu auf diesen Tatbestand hingewiesen, ihn aber noch nicht gründlich untersucht und mit der nötigen Klarheit beurteilt. Und noch niemand hat deutlich gesagt, dass Reiners ein Hochstapler ist.

### Der Laie als Fachmann

Engel zitiert aus einer griechischen Literaturgeschichte: «Ausserdem hatten die Athener in dieser Zeit ihrer größten Aufgewecktheit eine besondere Vorliebe für eine gewisse Schwierigkeit des Ausdrucks; ein Redner gefiel ihnen weniger, der ihnen alles plan heraus sagte, als der sie etwas erraten liess und ihnen dadurch das Vergnügen machte, dass sie sich selbst geschickt vorkamen.» Bei Reiners klingt das so: «Schon die Griechen hatten seit der Zeit der Sophisten und noch mehr in der Zeit des Hellenismus eine Vorliebe für eine gewisse Schwierigkeit des Aus-

drucks. Ein Redner, der alles gerade heraus sagte, gefiel ihnen weniger als einer, der sie etwas erraten liess und ihnen dadurch das Vergnügen machte, dass sie sich selbst gescheit vorkamen.» Reiners nennt die Quelle nicht, gibt also eine fremde Erkenntnis als eigene aus. Und indem er eine Aussage, die einer bestimmten Zeit Athens gilt, gleich auf das ganze Griechentum ausweitet, zeigt er, dass ihm neben der Ehrlichkeit auch das Urteilsvermögen fehlt. So schreibt ein Narr Kulturgeschichte. Wie steht es mit seinem Sinn für Stil? Über einen Vorgänger urteilt Reiners stolz: «Wenn der Jungdeutsche Theodor Mundt in einem Buch über Prosa-kunst eine neue lebendige Sprache fordert, so geschieht das in einem qualvollen Papierstil.» Zum Beweis führt er sieben Zeilen aus Mundts Buch an und übersieht, dass in fünf von Mundt nicht selber spricht, sondern Wilhelm von Humboldt zitiert. In einem besonders närrischen Kapitel behauptet Reiners: «Wenn man einen charakteristischen Text einem geschulten Ohr vorliest – nicht die Worte selbst, son-

dern nur ein la la la, aber mit richtigem Rhythmus –, so erkennt es sofort heraus, ob hier die Stimme Goethes oder Schillers, Kleists oder Nietzsches redet.» Nun hatte das geschulte Ohr und sogar Auge mehr vor sich als ein Lalala, und doch erkannte Reiners die Stimmen Humboldts und Mundts nicht.

Bezeichnend für Reiners ist auch das: «Von dem Humor mancher andern großen Männer – Luther, Lessing, Nietzsche – ist in anderen Kapiteln die Rede. Sie alle hätten das Wort Hebbels unterschrieben: «Für einen vorzüglichen Witz soll man eine Million gewöhnlicher Jamben hergeben.» In Wahrheit schrieb Hebbel, dass ein «Kunstverständiger» für einen einzigen Nestroy'schen Witz de première qualité eine Million gewöhnlicher Jamben hingebe, und meinte damit, ein gutes Possenspiel sei mehr wert als eine schlechte Tragödie oder Komödie. Reiners fälscht ein Zitat, um grosse Namen in einen albernen Zusammenhang zu zwingen.

### Gemeines Judendeutsch

Oft wurde Engel unterstellt, dass er seine «Stammesgenossen» fördere. Ein Rezensent warf ihm 1916 vor: «Wie wird aber die Stillehre von Becker-Lyon heruntergekanzelt, weil sie eine jüdische Wortstellung mit Recht «gemeines Judendeutsch» nennt!» Engel hatte den Ausdruck abgewiesen und sachlich geschrieben: «Wir dürfen nicht sagen, noch schreiben: Ich habe gesehen meinen Freund, denn dies ist undeutsch.» 1944 führte Reiners das Judendeutsch wieder in die Stillehre ein: «Nur in längeren Sätzen können wir das Verb voranziehen. In kürzeren klingt das Voranziehen wie Judendeutsch: «Ich habe gemacht ein feines Geschäft.» Reiners war Mitglied der NSDAP. Im Begriff, mit dem Buch eines als Jude Verfertigten ein feines Geschäft zu machen, witzelte er über jüdische Geschäftstüchtigkeit.

## Das Urteil

Für ein «Kleinod in der Krone deutscher Prosakunst» hält Engel diesen Satz aus Mörikes «Mozart auf der Reise nach Prag»: «Wie von entlegenen Sternkreisen fallen die Töne aus silbernen Posaunen, eiskalt, Mark und Seele durchschneidend, herunter durch die blaue Nacht.» Es sind die Klänge, zu denen der steinerne Komtur Don Giovanni warnt: «Dein Lachen endet vor der Morgenröte.» Am folgenden Abend überbringt er das Urteil: «Deine Zeit ist um.» Welches Urteil verdient Ludwig Reiners? Engel spricht es so: «Alle Verstöße gegen die Sprachrichtigkeit lassen sich verzeihen und durch Unterricht beseitigen. Unbeholfenheit des Ausdrucks, Schwerfälligkeit des Satzbaues, Verworrenheit im Ordnen der Gedanken lassen sich mindern oder abstellen.

Die unverzeihliche Todsünde des Stils, die Sünde gegen den heiligen Geist in der Menschenrede ist die Unwahrheit.» Reiners äfft ihm auch dieses Urteil nach, mildert es aber, im Bewusstsein darum, dass es sein eigenes ist: «Den Unbeholfenen können wir ertragen, den Papierenen belehren, dem Unsicheren verzeihen, aber der Windbeutel, der Taschenspieler, der aufgedonnerte Scharlatan ist unserer heiteren Verachtung gewiss.» Heitere Verachtung ist freilich zu wenig für das, was Reiners tat. Mit seinem Diebstahl vernichtete er Eduard Engels Namen.

Reiners, den Menschen kannte Engel kaum; Reiners, der Typ war ihm vertraut. Er schrieb seine «Stilkunst» ausschliesslich gegen ihn: den Bildungsfunklerer, den Hochstapler, den literarischen Betrüger. Er verlangte: «Sei

wahr! Wolle nicht mehr sagen, als du sicher weisst, klar denkst, ehrlich fühlst.» Dass ausgerechnet Engel einem Reiners in die Hände fiel, hat etwas alptraumhaft Ironisches, und wenn die Verdeutschung trifft, die Engel der Ironie beigibt, Feinspott, so ist das Feinspott vom grössten. Soll die hinterlistige und geschäftstüchtige Dummheit den Sieg davontragen? Eduard Engel muss seinen Namen zurückbekommen; seine «Deutsche Stilkunst» muss neu herausgegeben werden. Der Verlag C. H. Beck sollte Reiners aus dem Angebot entfernen.

Reiners erschwindelte sich den Titel eines Klassikers der Stilkunst und führte ihn sechzig Jahre. Die übrige Zeit wird er als Klassiker der Hochstapelei und des literarischen Diebstahls zubringen.



## Wortorientiertes Lesen – Übersetzen – Mehrsprachigkeit

*Das Projekt «Klassikerwortschatz» bzw. «Wortorientiertes Lesen», das im folgenden vorgestellt wird, eignet sich sehr gut als Thema schulinterner Weiterbildungen. Mit Erfolg durchgeführt wurde eine solche Weiterbildung 2007 am Gymnasium Friedberg in Gossau (St. Gallen). Auskunft erteilt Stefan Stirnemann, Gymnasium Friedberg, Friedbergstrasse 16, 9200 Gossau (stefan.stirnemann@friedberg.ch). Weitere Angaben: Michael Mühlhört, «Wortorientiertes Lesen» in Goßau, Eine Fortbildungsveranstaltung mit einem Lehrvorschlag zur Förderung der Lesekompetenz (Mitteilungen 3+4/2007). Vgl. auch: Sarah Weiss, Das Wortschatzprojekt – Schützenhilfe für die deutschen Klassiker in den Schulstuben (Mitteilungen 2/2005).*

### Wortorientiertes Lesen

**Ulrich Knoop/Michael Mühlhört**

**Deutsches Seminar  
Universität Freiburg**

#### 1. Die Idee

Im Projekt «Klassikerwortschatz» entsteht ein Wörterbuch zum erläuterungsbedürftigen Wortschatz in den Texten unserer Klassiker. Es wurde in Zusammenarbeit mit und in Hinblick auf Leser von Klassikertexten konzipiert. Es geht nicht um die «Rettung» der älteren Texte, sondern um Hilfe bei der Vermittlung in einem weiterhin lebendigen Prozeß der Aneignung der damaligen Sprachwelt. Damit dieser Prozeß gelingen kann, ist mehr verlangt als die allgemeine Lesefähigkeit, die zur schnellen Aufnahme von Gelegenheitstexten (meist) ausreicht. In diesem Zusammen-

hang wurde die Lehr- und Lernmethode «Wortorientiertes Lesen» entwickelt.

#### 2. Welche Lesefähigkeit verlangt die Lektüre der Klassiker?

Die gesamte gesellschaftliche Organisation und Tradition erfolgt in Schriftkulturen grundsätzlich und umfassend über Texte und deren Rezeption (dem Bild kommt hier nur dienende oder «illustrierende» Funktion zu). Die zentrale Bedeutung der Lesekompetenz für die Aufrechterhaltung des allgemeinen Kulturniveaus machte diese zum zentralen Prüfstein der PISA-Studien. Worauf kommt es beim Lesen an? Leseverständnis entsteht nach allgemeiner Vorstellung durch die Inhalts- und Sinnentnahme aus einem niedergeschriebenen Text. Grundvoraussetzung ist die buchstabierende Entzifferung von Sprachzeichen und die Fähigkeit zu deren Verknüpfung. Ist hier eine ge-

wisse Sicherheit und Routine erreicht, ist ein ungestörter Lesefluß, das automatisierte Lesen möglich. Das reicht für die Inhalts- und Sinnentnahme aus vielen Texten aus, nicht aber für die Sinnerstellung, die offener oder schwieriger gestaltete Texte erfordern. Erst hier wird deutlich, daß Lesen keine passive Rezeption, sondern aktive Sinnproduktion bedeutet.

### 3. Die Besonderheit der Klassikertexte

Um die Fähigkeit zur Sinnerstellung zu schulen, dürfen Texte nicht völlig hermetisch sein. Vielmehr sollten sie von mittlerer Schwierigkeit sein, so daß die Leser an ihre bestehenden Fähigkeiten anknüpfen können. Außerdem sollten sie eine natürlich Motivation für die Beschäftigung bieten, wie dies bei poetischen Texten auf vielerlei Weise gegeben ist: Sprachästhetik, unauslotbare Inhaltstiefe, Fiktionalität. Gesucht sind also Texte, die diese mittlere Schwierigkeit aufweisen, gleichzeitig aber inhaltlich interessant sind.

Die öffentliche Beurteilung von Klassikertexten schwankt zwischen zwei Polen. Von der einen Partei wird ihre inhaltliche und formale Qualität betont und Rezeptionsprobleme marginalisiert oder als Anzeichen des allgemeinen kulturellen Niedergangs verstanden. Auf der anderen Seite gelten Klassikertexte als unzeitgemäß und sprachlich viel zu schwierig, um z.B. im heutigen Schulbetrieb überhaupt noch eine große Rolle spielen zu können. Tatsächlich weisen Klassikertexte durch den zeitlichen Abstand und durch ihre sprachliche Qualität eine Fremdheit auf. Sie wollen den Leser ergreifen, tun dies wegen ihrer Sprachmacht auch heute noch, aber das Verstehen ist nicht mehr überall unmittelbar. Oder wie Ulrich Plenzdorf es seinen Helden in «Die neuen Leiden des jungen W.» ausdrücken läßt: «Das ganze Ding war in diesem unmöglichen Stil geschrieben. [...] Leute, das konnte wirklich kein Schwein lesen. Beim besten Willen nicht. Fünf Minuten später hatte ich den Vogel [den Reclam-Werther] wieder in der Hand. [...] *Auch ist er so ehrlich und hat*

*Lotten in meiner Gegenwart noch nicht ein einzigmal geküßt. Das lohn ihm Gott. Ich begriff zwar nicht, was das mit ehrlich zu tun hatte, aber alles andere begriff ich.»* Damit benennt Edgar Weibeau genau die Ergriffenheit des Lesers und die stellenweise auftretende Fremdheit, die eines besonderen Verstehensvorganges bedarf.

### 4. Der Differenzwortschatz

Ursache für diese Fremdheit ist der Sprachwandel (z.T. auch der allgemeine kulturelle und soziale Wandel, der aber am ehesten auch sprachlich manifest wird), der lange für die dann selbstverständlich scheinenden Klassikertexte nicht wahrgenommen wurde. Diese Texte wurden aus sprachlichen Bedingungen heraus geschrieben, die nun 200 und mehr Jahre her sind. Mit ihrer kulturellen Vergegenwärtigung reichen sie in unseren Sprachgebrauch hinein und suggerieren dem positiv eingestellten Leser Zeitgenossenschaft. Auf den noch auffallende Leseschwierigkeiten wird schon länger mit Wort- und Sach-

erklärungen in den Ausgaben reagiert. Allerdings ist der wortgebundene Erklärungsbedarf der Klassiker nie empirisch erhoben worden. Den im Projekt «Klassikerwortschatz» erstmals durch Befragung von heutigen Lesern ermittelten Bestand an erklärungsbedürftigen Wörtern nennen wir wegen des Unterschieds zum heutigen Wortgebrauch den «Differenzwortschatz».

### 5. Der Differenzwortschatz im Leseunterricht

In den Klassikertexten gibt es also Wörter, die heutige Leser (und exemplarisch Schüler) aufgrund ihres Sprachwissens nicht oder nur teilweise verstehen können. Sie wollen diese Texte aber genau(er) verstehen, also müssen sie Aufschluß gewinnen über die unbekanntesten Wörter und Wortverwendungen. Klassikerlektüre beginnt mit der Feststellung, daß diese Texte fremd sind und diese Fremdheit mit Erklärungsarbeit prozeßhaft gemindert werden kann. In einem ersten Schritt verständigigt sich die Lektüregemeinschaft

bzw. Klasse darüber, was erklärungsbedürftig scheint. Das bedeutet eine Umkehrung des herkömmlichen Verfahrens, bei dem generelles Textverständnis vorausgesetzt wird. Hier dürfen und sollen alle Teilnehmer benennen, was sie an einem Text nicht verstehen. Bei der Sammlung dieser Verständnisschwierigkeiten wird sich eine gewisse Gruppierung der Probleme herausstellen: 1. Eher individuelle Verständnisschwierigkeiten, die im Gespräch ad hoc geklärt werden können. 2. Schwierigkeiten aus formalen Gründen wie abweichende Orthographie. 3. Bedeutungsverschiebungen, die (teilweise unter Anleitung) durch gemeinsames Nachdenken und Rückbezug auf etymologische Grundkenntnisse geklärt werden können (wie «merk-würdig», «Freuden-haus»). 4. Schließlich bleibt eine Gruppe von Wörtern, bei denen eigene Überlegungen wegen der zu großen Differenz zu heute nicht weiterführen, so daß Hilfsmittel herangezogen werden müssen, angefangen bei den Stellenkommentaren, die die Leser allerdings oft im Stich lassen oder aber

unzureichende oder auch unzutreffende Erklärungen anbieten. Hier bleibt dann der Blick in die Nachschlagewerke, deren Erklärungsangebote produktiv in den Arbeitsprozeß einbezogen werden (denn auch diese erklären nicht immer zielgenau, schon gar nicht für das Verständnis der Stelle).

Vereint ermöglichen diese Aktionen eine kontrollierte Inhaltserschließung,

*Sahra Weiß, Verstehenshilfe für die Klassikerlektüre*

*Der Differenzwortschatz und seine Erklärung als Lesemotivation*

*PHILOLOGIA – Sprachwissenschaftliche Forschungsergebnisse, Bd. 100*

*Verlag Dr. Kovac – Hamburg 2007, 560 Seiten, ISSN: 1435-6570*

*<http://www.klassikerwortschatz.uni-freiburg.de/>*

an deren Ende ein (nicht immer abschließendes) Ergebnis steht, wie die Lesegruppe den Text unter Nutzung der gemeinsamen Sprachkompetenz und der verfügbaren Hilfsmittel versteht. Überraschungen im Aufdecken von (neuen) Wortverständnissen (z. T. gegen die oder in Ergänzung zur Erläuterungsliteratur) prägen ein gemeinsames Erleben im Umgang mit dem Text und führen zu der konkreten Erfahrung, daß Lesen mehr bedeutet als Inhaltsentnahme und daß es Methoden gibt, um schwierigen Texten ihre Dunkelheit zu nehmen.

### **Eindrücke von der 3. internationalen Literaturveranstaltung**

**«4+1 translatar tradurre übersetzen traduire» in Chur (5./6. März 2010)**

***Peter Glatthard, Sprachkreis  
Deutsch, 23. März 2010***

Nach Frauenfeld (März 2006) und Biel (März 2008) fand die zweijährliche Literaturveranstaltung dieses Jahr am 5. und 6. März in Chur statt – deshalb stand das rätoromanische «translatar» diesmal an erster Stelle der vier Landessprachen.

Hauptthema dieser Veranstaltung bildet jeweils das literarische Übersetzen zwischen den vier Landessprachen der Schweiz. Im Rahmen von Vorträgen und Referaten, Lesungen und Übersetzungswerkstätten bieten sich dabei dem Publikum viele Gelegenheiten, um mit Autoren oder Übersetzern persönlich ins Gespräch zu kommen.

Das «+1» steht jeweils für ein besonderes Schwerpunktthema bzw. für eine Gastsprache. Dieses Jahr waren gleich verschiedene Minderheitensprachen und Dialekte aus dem gesamten Alpenraum durch Schriftsteller und Übersetzer vertreten. Die folgenden Autorennamen mögen diese Vielfalt in Kurzform wiedergeben: Oscar Peer (der Bündner Doyen schreibt seine Texte jeweils separat in Rätoromanisch und Deutsch); Erica Pedretti, die aus Böhmen stammt, in Neuenstadt/La Neuveville, also im französischen Sprachgebiet lebt und Deutsch schreibt, Daniel Maggetti, ein aus Intragna/Centovalli stammender Tessiner, der in Lausanne lebt und seine Romane auf Französisch schreibt; Anna Maria Bacher aus dem Pomatt/Val Formazza, die walsertdeutsche Gedichte schreibt; Roberta Dapunt, die ladinische Poetin aus dem südtirolerischen Gadertal, die in ihrem sprachlichen Alltag ständig zwischen Ladinisch, Italienisch und Deutsch wechselt; Maja Haderlap aus Kärnten, die der dort ansässigen slowenischen Minderheit angehört und Gedichte in

Slowenisch, der Muttersprache ihrer Kindheit, verfasst.

Ich schildere nun kurz die Kernpunkte einer Kulturdiskussion zum Thema Mehrsprachigkeit, das für den Sprachkreis Deutsch von besonderem Interesse ist. Mein Kurzbericht schliesst dann mit zwei Gedicht-Kostproben, welche die Vielfalt der deutschsprachigen Dialekte des Alpenraums so richtig zum Klingen bringen.

## **Viersprachiger Kulturkanal beim Schweizer Fernsehen?**

Um es gleich vorwegzunehmen: Die Frage steht noch im Raum, aber die Umsetzung nimmt langsam konkrete Formen an.

Unter dem Titel «Ein TV-Kanal für die ganze Schweiz – wie weiter?» war eine Podiumsdiskussion angekündigt, von der ich mir einiges versprach. Auf dem Podium moderierte der Bündner Kulturvermittler Chasper Pult die Diskussion mit der Bündner Regierungsrätin Bar-

bara Janom, dem Medienwissenschaftler Roger Blum sowie dem Bündner Ständerat Theo Maissen.

Die Grundidee eines viersprachigen Kulturkanals wurde am letzten Treffen von «4+1» im März 2008 in Biel lanciert: Wäre es nicht möglich, gewisse Sendungen, die in den einzelnen Sprachregionen separat produziert werden, zusammenzuführen und später als synchronisierte bzw. untertitelte mehrsprachige Version zu wiederholen? Eine solche kostengünstige Wiederverwertung sollte eigentlich funktionieren! Seit Jahren sorgen sich nämlich etliche Politiker um den nationalen Zusammenhalt in der Schweiz und haben im Bundesparlament entsprechende Vorstösse eingereicht.

Dazu erzählte uns Ständerat Maissen gleich eine topaktuelle Anekdote: Nach der Idee von Gaddafi hätte man ja die Schweiz einfach auf die Nachbarländer aufteilen sollen. Die Deutschschweiz wäre dabei zu Deutschland, die Roman- die zu Frankreich und das Tessin zu Ita-

lien geschlagen worden. Blieb noch das Problem der Rätoromanen. Man konnte sie aber weder dem Fürstentum Liechtenstein angliedern, noch wollte sonst ein Land sie aufnehmen, so dass wir Schweizer nun wegen oder dank den Rätoromanen dazu verknurrt seien, weiterhin miteinander zu leben!

Nun, der Medienwissenschaftler Roger Blum wollte es genauer wissen und hat zunächst die aktuellen Fernsehgewohnheiten von Herrn und Frau Schweizer umfassend analysiert. Das Ergebnis – es wurde Mitte Februar 2009 an einer Fachtagung präsentiert – fiel sehr ernüchternd aus: Die meiste Fernsehzeit wird, aufgrund der heute immensen Programmfülle, den zahlreichen ausländischen Programmen gewidmet. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich, dass die Deutschschweizer sich vor allem anderen deutschen und österreichischen Sendern zuwenden, die Romands sich stärker nach Frankreich und die Tessiner nach Italien ausrichten – weil eben rund drei Viertel der Schweizer nur ihre eigene Sprache wirklich beherrschen! Küm-

merliche drei Prozent der Zuschauer sehen sich regelmässig die Fernsehprogramme einer anderen Schweizer Sprachregion an (darunter werden z.B. auch viele Romands sein, die zurzeit in der Deutschschweiz wohnen und umgekehrt). Das vielleicht bedenklichste Ergebnis der Untersuchung war für mich die Feststellung, dass im heutigen Medienzeitalter die Schweizer je länger je weniger wissen, was in den übrigen Sprachregionen geschieht, wie dort die Leute über aktuelle Themen oder Probleme denken und diskutieren usw. Roger Blums Fazit war denn auch, dass das Schweizer Fernsehen, trotz der ursprünglichen und eigentlichen Absicht von «Idée suisse», nicht zum nationalen Zusammenhalt beiträgt, sondern aufseiten des Publikums segregierend statt integrierend wirkt, also eher trennt statt verbindet!

Nun gibt es bei der Verwirklichung der einfachen und guten Idee eines gemeinsamen Schweizer Kulturkanals, der – so das Fernziel – schrittweise bis auf ein Drittel der Sendezeit ausgewei-

tet werden könnte, unvermutete Hindernisse. Zu kompliziert, kein Geld, ein Kulturkanal ist für die SRG/SSR kein Thema! So lautete die vernichtende Analyse vonseiten der obersten Fernsehverantwortlichen. Bundesrat Leuenberger hingegen findet die Idee «séduisante» und überzeugend, wie er Anfang Jahr in einem Interview gegenüber «L'Hebdo» äusserte.

Anfang März 2010 haben nun Ständerat Theo Maissen im Ständerat und, parallel dazu, der Bieler Stadtpräsident Hans Stöckli im Nationalrat eine Motion eingereicht, um den Bundesrat zum Handeln aufzufordern. Die Motion von Theo Maissen haben 21 der 46 Ständeräte mit unterzeichnet, jene von Hans Stöckli 81 der 200 Nationalräte. Die Mitunterzeichner stammen aus allen Lagern.

Das Anliegen wird auch vom neu gegründeten «Verein idéeplus» gefördert. Er wird vom Kulturvermittler Chasper Pult (Paspels) präsiert und tritt unter [www.ideeplus.tv](http://www.ideeplus.tv) mit Informationen

und prominenten Stellungnahmen an die Öffentlichkeit. Mit dem Kanal «idéeplus» soll verhindert werden, dass die Schweiz noch mehr auseinanderdriftet. Er soll Brücken über die Sprachgrenzen bauen und die interkulturelle Verständigung zwischen Deutschschweizern, Romands, Tessinern und Rätomanen verbessern. Die SRG sperrt sich bislang gegen einen solchen Kanal. Generaldirektor Armin Walpen erteilte der Idee vor Jahresfrist eine Absage und äusserte sich seither nicht mehr.

Die Vorzeichen sind also heute sehr gut! Selbstverständlich prüft auch der Sprachkreis Deutsch, als eine der ersten Organisationen, dem Verein idéeplus beizutreten. Auf die Fortsetzung der Geschichte sind wir natürlich mächtig gespannt und wünschen dem ganzen Unterfangen einen durchschlagenden Erfolg!

### **Ungewohnte Alpentöne**

Als Dessert mögen Sie sich nun ein paar besondere Zeilen zu Gehör und zu

Gemüte führen, nämlich ein wälderdeutsches Gedicht von Anna Maria Bacher, Pomatt (Val Formazza) sowie eines der vielen urwüchsigen Karrner-Lieder – oder eben «Kornrliadr» – aus dem Vinschgau von Luis Stefan Stecher. Zu letzteren nur so viel: Immer schon haben sich Menschen mit Musik und entsprechenden Liedern über ihr Leben mit den täglichen Freuden, Leiden und Mühen ausgedrückt. So hatten auch die Vinschger Karrner (fahrende Handwerker) eigene Lieder und Texte, von denen noch viele bildhafte Anschauungen, Ausdrücke, Redewendungen und Geschichten im Volk lebendig geblieben sind. Der 1937 in Laas geborene Künstler Luis Stefan Stecher hat diesen freiheitsliebenden Aussenseitern Alt-Tirols nicht nur eine Art verspätetes Denkmal gesetzt, sondern mit seinen Liedern gar vielen jüngeren Historikern den Anstoss geliefert, die in Vergessenheit geratene Geschichte dieser Volksgruppe näher zu erforschen.

### **Frintschaft**

Mêt Gattuk tēppäläscht  
in mim Härtz  
un êch tönter üf, tziwifluntz,  
aber dini frêschu Werter  
bringen niwe Kschmakch  
mir Seel  
wa erwachet  
un geinut nēmmä.  
Etz chani öw  
us mim Härtz ga  
un in dimu êni farä  
wê di dêrsêchtik Luft  
fam Morge!

### **Freundschaft**

*Mit Anmut klopfst du  
an mein Herz,  
und ich öffne dir, zweifelnd,  
aber deine frischen Wörter  
bringen einen Geruch  
in meine Seele,  
die erwacht  
und aufgehört hat zu gähnen.  
Jetzt kann auch ich  
mein Herz verlassen  
und in deines eintreten  
wie die durchsichtige Luft  
des Morgens.*

**Anna Maria Bacher**

**Korrnriadr**

Olli Korrnr liagn,  
 hotr Korrnr gsogg.  
 Oovr umti Woorat  
 Wäarpma ioo nia gfrogg.

Lai di Tektr unti Pfarrar  
 Mochn umma Luug an Pougñ.  
 Deis isch di pläkkat Woorat  
 Oodraa drlougñ.

In Glurnz umma holwe naine  
 Hozan Klumpr r toun, an toulñ,  
 doo hota setta Korrnr  
 di Glurnzr di Woorat gschtolñ.

*Alle Kärner lügen,  
 hat der Kärner gesagt.  
 Aber nach der Wahrheit  
 wird man ja nie gefragt.*

*Nur die Doktoren und die Pfarrer  
 machen einen großen Bogen  
 um die Lüge.  
 Das ist die nackte Wahrheit  
 oder auch erlogen.*

*In Glurns, um halb neun,  
 hat es gehörig gekracht,  
 da hat so ein Kärner  
 den Glurnsern die Wahrheit gestohlen.*

**Aus: Korrnriadr. Von Luis Stefan  
 Stecher. Folio-Verlag, 2001**

**Rezension zu figurationen –  
 gender / literatur / kultur**

**no. 1 & 2 / 09**

**Marco Baschera (Hg.)**

**Mehrsprachiges Denken – Penser  
 en langues – Thinking in languages**

Köln, Böhlau Verlag 2009; SFr. 31.10

**Vorbemerkung**

*In der vielfältigen Begegnung der Kulturen und Sprachen liegt das Potential, die gelebte Beziehung zwischen Wort und Gedanke in der einen Sprache unter Respektierung der Unterschiede in andere Sprachen zu übertragen. Dem kann ein mehrsprachiges Denken entspringen, das sich nicht in abstrakten, universellen Begriffen vollzieht, sondern gerade aus dem Unterschied der verschiedenen sprachgebundenen Denkweisen hervorgeht. Erst in der Öffnung der Sprachen aufeinander, in einem polyphonen Echoraum zwischen ihnen,*



*vermag sich ein solches Denken zu bilden. Die Vorstellung einer in kultureller und politischer Hinsicht produktiven Mehrsprachigkeit wird in diesem Doppelheft aus philosophischer, linguistischer, literaturwissenschaftlicher, künstlerischer und pädagogischer Sicht beleuchtet.*

Wilhelm von Humboldts wegweisende Bemerkung, dass Sprachen immer auch «Weltansichten» seien, dass also jeder sprachlichen Artikulation eine untrennbare Synthese von Laut und Gedanke zugrunde liege, kann als Leitmotiv des zu besprechenden Bandes der Zeitschrift *figurationen* gelten. *Mehrsprachiges Denken* nennt der Herausgeber Marco Baschera (Zürich) diesen Doppelband zum 10jährigen Jubiläum der Halbjahresschrift. Er visiert mit diesem Titel ein Denken sprachlicher Diversität an, das den Leser auf vielfältige Weise auf das Humboldtische Postulat verweist. Beim Lesen der fünfzehn Beiträge vollzieht man gleichsam mehrsprachiges Denken an sich selber. Nicht nur wechselt man vom

Deutschen ins Französische, der Gedankenfluss wird wiederholt durch Sprachbilder des Bündner Künstlers Hans Danuser unterbrochen. Seine Bildserie grossformatiger Abzählreime lenkt das Augenmerk auf den Wortkörper, seine Materialität und Lauthaftigkeit. Sprache – um nochmals Humboldt zu Wort kommen zu lassen – ist Tätigkeit (*energeia*), nicht Werk (*ergon*). Denken ohne Sprache, Begriffe ohne Ton, existieren nicht, also gilt es die Mehrsprachigkeit zu denken und damit anzuerkennen und auszuhalten, dass ein Weltverständnis sich letztendlich nur über das Einzeldiom des Redesubjekts konstituieren kann.

Vor diesem Horizont entfalten die einzelnen Beiträge eine dichte, breit gefächerte Argumentation, die das mehrsprachige Denken nicht nur reflektiert, sondern auch vorführt. Unter drei sich ergänzenden und bedingenden Blicken hat der Herausgeber die Beiträge geordnet. Kaleidoskopisch gewinnen dabei die philosophischen, politischen und ästhetischen Facetten des Themas Gestalt.

Fixe, eindeutige Konturen kann man jedoch beim mehrsprachigen Denken nicht erwarten – sie zu behaupten, käme einer *Contradictio in adjecto* gleich.

«In Sprachen philosophieren» – so der Titel des Beitrags von Barbara Cassin – heisst darüber nachzudenken, was es bedeutet, dass jede Einzelsprache prinzipiell eine unaufhebbare Differenz zum universellen Denkbegriff in sich trägt. Die unabschliessbare Pluralität sprachlicher Weltbezüge verweist jedes Philosophieren immer schon auf ein Übersetzen. Dieser Vieldeutigkeit durch Vielsprachigkeit verdankt sich auch Cassins monumentales Projekt eines *Dictionnaire des Intraduisibles*. Hier zeigt sich im Detail, welchen Mehrwert ein philosophisches Übersetzen generiert, das sich fern von mechanischem Dolmetschen als philosophische Haltung der *depaysage* versteht. Marie-Josef Mondzain, wie Cassin in Paris lehrend, variiert diesen Grundgedanken («Sprache ist für alle und überall eine Sprache der Übersetzung, die dadurch

als Wesen der Sprache kenntlich wird» 51), indem sie Wort und Bild in Beziehung setzt. Sie tut dies anhand einer Lektüre des paulinischen Korintherbriefes zum sprachlichen Pfingstwunder, das nach Jahrhunderten intensiver Auseinandersetzung in das bildliche «Esperanto» der frühmittelalterlichen Theologie überführt wurde. Bilder wurden zu einer an sich selbst sichtbaren Sprache, die jenseits der Einzelsprachen verstanden wurden. Dies erklärt nach Mondzain den unaufhaltsamen Siegeszug des (okzidental) Bildes, das im globalisierten Design der Gegenwart alle Differenzen nivelliert. Zusammen mit dem *Globish* wurden und werden so Sprachen nach dem Modell der ökonomischen Warenzirkulation geschaffen, gegen die die Autorin engagiert für das (immer schon Übersetzungsbedürftige) Wort plädiert.

Die singuläre Omnipräsenz des Anglo-Amerikanischen wird auch dem ehemaligen Präsidenten der *Accademia della Crusca*, Francesco Sabatini sowie dem in Genua lehrenden Michele Prandi zum

Anlass, über Strategien zur Stärkung der Einzelsprachen nachzudenken. Als dramatisch erweist sich, dass integrale Wissensgebiete unter das Diktat einer einzigen Sprache geraten. Prandi schlägt vor, dieser sich beschleunigenden Entwicklung mit einer konsequenten «écriture bilingue» (98) zu begegnen. Wie zu Zeiten des Humanismus bedürfe es eines mehrsprachigen Schreibens *und* kontinuierlichen Übersetzens, um beide, die jeweilige Muttersprache und auch das Englisch (das ist die Pointe des Gedankengangs) lebendig zu halten: «le futur des langues d'Europe et le futur de l'anglais en tant que langue sont strictement liés.» (96)

Für das sensibel austarierte Sprachgebilde der Schweiz stellen die globalen Tendenzen besondere Herausforderungen. Iwar Werlen (Bern) resümiert verschiedene empirische Untersuchungen zur Schweizer Mehrsprachigkeit. Insgesamt tendiert das Land zur Zweisprachigkeit Deutsch – Französisch. Die Sprachenpolitik des Bundes orientiert sich am institutionellen Modell eines «rezeptiven Bi-

lingualismus», wobei gleichzeitig und durchaus widersprüchlich mit der verstärkten Förderung des Englisch die Idee einer *lingua franca* verfolgt wird. Die in Genf lehrende Christiane Perregaux zeigt am Beispiel zweisprachiger Kinderbücher, wie sich eine mehrsprachige Kultur der *Alterität* nutzen lässt. François Julliens Konzept des *écart* durch Fremdheitserfahrung steht hier Pate für das Anliegen, Kinder durch einen frühzeitigen Sprachenkontakt für unterschiedliche «Weltansichten» zu sensibilisieren.

In drei Beiträgen wird der besonderen Hybridität der Schweizer Literatur wie sie sich im Verhältnis Mundart – Schriftsprache und im Sprachenkontakt zeigt, nachgegangen. In der Figur der «Welscheuet», der Heuernte im Jurassischen, umreisst Peter Utz (Lausanne) die Vieltimmigkeit als Spezifikum Deutschschweizer Autoren. Die mediale Diglossie, angereichert durch Interferenzen des Französischen, führt zu einer Schreibpraxis, die sich an der Peripherie der homogenisierenden deutschen Na-

tionalsprache angesiedelt hat. Bei Glau- ser, so Christa Baumberger (Bern) wird dieser Ort zu einem hybriden An- und Ineinander der Eigensprache und Poly- phonie. Als Leser der zweisprachig edi- tierten (*en bilingue et en biface*, d.h. von beiden Seiten der Ausgabe begin- nenden) Dürrenmattschen Erzählung «Tunnel», so Arno Renken (Lausanne), bewegt man sich auf diesen Ort zu, man gerät in den Sog des ins Bodenlose stürzenden Zuges, der sich im Zentrum der Edition, an der Stelle wo beide Sprachversionen aufeinander treffen, im Nichts verliert.

Mehrsprachiges Denken aus (literatur) ästhetischer Sicht wird in Franz Josef Czernins Frage, «sind Bedeutungen li- terarischer Texte universalisierbar?» zum Problem. Form, so Czernin in sei- nen konzisen Überlegungen, ist immer auch unausdrückliche Bedeutung, ist im intransitiven Sinne des Wortes bedeut- sam. Da jedoch Reim, Rhythmus oder Alliteration an den einzelsprachlichen Laut gebunden sind, lässt sich ihre Be- deutsamkeit nicht übersetzen, nicht

universalisieren. Marco Baschera führt diese Einsicht in polyphone Sinnhaftig- keit und Grenzen der Übersetzbarkeit anhand einer sorgfältigen Lektüre von Mallarmés Sonett *Salut* vor. Schrift, Laut und Anlass der Rezitation bilden ein untrennbares Ganzes, das mehr ist als die Summe seiner Einzelteile. Für den Leser (Hörer) heisst dies, immer wieder von vorne zu beginnen, sich öffnen für die Möglichkeiten der Spra- che. Sprache verweist immer auch auf sich selber und bewahrt in diesem Ver- weis etwas Unabgeschlossenes, Krea- tives, das sich nicht auf ihre Mittei- lungsfunktion reduzieren lässt. Patrick Hamel und Valère Novarina (beide Pa- ris) knüpfen als reflektierende Künstler an diese Einsicht an. Hamel installiert Sprache plastisch. Im öffentlichen Raum zeigen seine «Répliques» Schrift- züge, die die verschiedenen Modi ihrer Repräsentation (Darstellen, Evozieren, Assimilieren) gleichzeitig artikulieren und zeigen. Das Wort *obstacle* stellt in seiner Skulpturalität ein tatsächliches Hindernis dar, *feedback* evoziert das, was es meint durch eine kongeniale

graphisch – plastische Gestaltung. Nova- rina wiederum blickt vom Ungarischen, das ihm als Kind im Liedgut seiner Mut- ter als reiner, von jeder Verständlichkeit «befreiter» Klang, entgegentrat, auf das Französische. Was er dort erblickt, fasst zusammen, worum es im gesamten Heft geht: In Sprachen denken, heisst, sich nicht der Begriffsidolatrie hingeben (194), heisst, das Ohr und den Verstand offen zu halten für Zwischentöne, Ne- bengeräusche und Hintergrundraus- chen. Verständigung über eine geteilte Welt wird als regulatives Ziel zur perma- nenten Anstrengung, wird zur steten Arbeit in und an der Sprache. Wer bei dieser Tätigkeit Unterschiede zugunsten von (sprachlicher) Einheitlichkeit negiert, tut dies mit der Absicht, seine eigenen Interessen als universelle auszugeben. In der Auswahl der Beiträge, der sorgfäl- tigen und durchdachten Gestaltung, der herkulischen Aufgabe der von ihm ge- leisteten Übersetzungen lädt Marco Ba- schera jeden Leser und jede Leserin ein, Umwege zu Hauptwegen zu machen, – wie Cassin sagt – zum Haupttext werden zu lassen. Mit dieser Geste setzt er um

## Den Dingen einen Namen geben

und lässt den Lesenden teilhaben an demjenigen, was an anderer Stelle als die «am wenigsten gewalttätige aller menschlichen Grundbedingungen» angesprochen wird: Die an die Vielheit der Sprachen gebundene «schwankende Vieldeutigkeit der Welt» (35). In einer «sturbewegten» Zeit (Sabatini) reiht sich der Sammelband auf überzeugende und inspirierende Weise in den Chor derjenigen kritischen Stimmen ein, die in der Sprache mehr sehen als ein *tool* zur wohlfeilen Kommunikation.

*(Erscheint im Mai auch in der Zeitschrift «Babylonia».)*

### Warum ist es so wichtig, ob eine Sache so oder anders heisst

**Reiner Pogarell**  
**[www.betriebslinguistik.de](http://www.betriebslinguistik.de)**

Wenn sich deutschsprachige Menschen darüber aufregen, dass ein Gegenstand, ein Sachverhalt oder eine Person mit einem denglischen Namen bedacht wird, müssen sie sich gelegentlich belächeln lassen. Das sei doch wirklich nicht so schlimm, Sprache verändere sich eben. Dahinter steckt die Frage, ob es wichtig ist, ob ein Ding so oder so heisst.

Die Frage der Wichtigkeit beantwortet zumindest das Buch der Bücher überraschend schnell und eindeutig. In den ersten Zeilen der Bibel, ganz weit vorne, dort wo die Erschaffung der Welt noch in der Grobsortierungsphase steckt, lesen wir dieses:

«Gott sprach: Es werde Licht. Und es wurde Licht. Gott sah, dass das Licht gut war. Gott schied das Licht von der Finsternis, und Gott nannte das Licht Tag, und die Finsternis nannte er Nacht.»

Das war der Anfang, und es ging so weiter. Der Schöpfer selbst, der Herr der Welt, benennt seine Schöpfungen nach seinem Gutdünken. Er benennt sie, wenn ihm dies gelegen erscheint, auch um: Aus Abram macht er den bekannten Abraham, aus dem guten Jakob einen gewissen Israel. Auch im neuen bzw. christlichen Teil der Bibel wird fleissig benannt und umbenannt. Jesus tauft seinen Jünger Simon in Petrus um, sein erfolgreicher Prediger Saulus wird durch himmlischen Willen zum Paulus.

Wie eine Sache heisst, ist also oberste Chefsache. An dieser Aussage ändert

auch nichts die Möglichkeit der Delegation. Im Garten Eden überlässt Gott zwar die Namensgebung bereits dem ersten menschlichen Wesen, doch steht es in seiner Macht, die Gültigkeit dieser Entscheidungen anzuerkennen oder nicht.

Springen wir von der Erhabenheit der Welterschaffung in die liebenswerte Kärglichkeit der Gegenwart. Ein Mann freit eine Frau. Sobald er den Werbeprozess halbwegs erfolgreich abgeschlossen hat, beginnt er mit einer philologischen Tätigkeit, er gibt seiner Eroberung einen neuen Namen. So wird aus «Marianne» ein «Hasenhäschen», aus «Cindy» eine «Alte» und aus «Yvonne» deshalb eine «Blacky», weil sie ziemlich dunkle Haare trägt.

Also nicht nur Schöpfer geben ihren Geschöpfen, auch Eroberer geben ihrer Beute einen neuen Namen. Sie benötigen diesen Auftritt, um ihre Eroberung zu sanktionieren. Solange das Raubgut den alten Namen trägt, könnte der alte Besitzer seine Rechte geltend machen.

Daher werden zum Beispiel eroberte bzw. erworbene Städte und Landschaften schnell umgetauft: So machten die Franzosen aus «Weissenburg» ein Städtchen mit dem Namen «Wissenbourg» und aus «Dunekerken» «Dunekerque». Die Sowjets machten aus «Königsberg» das heutige «Kaliningrad», die Polen aus «Königshütte» «Chorzow». Die Engländer verwandelten «Nieuw Amsterdam» in «New York», die Spanier das Baskenstädtchen «Iruna» in das vielbesungene «Pamplona».

Wenn sich Ideologien mit Machtdemonstrationen verbinden, dann bekommen die Ortsschildermaler viel zu tun. Aus dem zaristischen «Sankt Petersburg» wird kurzzeitig das bürgerliche «Petrograd», dann lange Zeit das sowjetische «Leningrad» und schliesslich erneut das nun wieder bürgerliche «Sankt Petersburg». Die eher unbekanntere russische Stadt «Zarizyn» erreicht als «Stalingrad» unauslöschliche Berühmtheit, bevor daraus das deutlich weniger bekannte «Wolgograd» wurde. Aus «Chemnitz» wurde «Karl-Marx-Stadt»,

bevor man wieder «Chemnitz» sagte. «Saigon» heisst bis heute «Ho-Chi-Min-Stadt». Aus dem «Kongo» wurde zum grössten Teil «Zaire» und dann wieder «Kongo». Bis 330 gab es im römischen Reich eine alte und wichtige Stadt mit dem Namen «Byzanz», die danach 1700 Jahre den Namen «Konstantinopel» trug, dann recht kurz «Stanbul» hiess und nun als «Istanbul» bekannt ist.

Es ist eine lebenswichtige Frage für viele jüdische Menschen, ob die israelische Hauptstadt «Al Kuds» oder «Jerusalem» heisst, die aber auch schon «Zion» und «Colonia Aelia Capitolina» genannt wurde.

Keineswegs ideologiefrei ist es, aber weitgehend respektiert wird es, wenn ehemalige koloniale Benennungen getilgt werden. Die Iren bestehen wieder verstärkt darauf, dass ihre Hauptstadt nicht «Dublin», sondern eigentlich «Balle Atha Ciath» heisst. Aus dem filmstarken Casablanca wurde ein «Dar a-Beida». Das ehemalige «Bombay» ist inzwischen nicht nur Fachleuten als

«Mumbai» bekannt. Aus Rhodesien wurde Zimbabwe. Die Umbenennungen scheuen kaum Kosten und verzichten nebenbei auf bekannte Markennamen, nur um ihre Oberhoheit zu dokumentieren. Das ist deren gutes Recht.

Dieses Recht besteht seit dem Anfang der Welt, und es gibt keine Instanz, die irgendeinem Eigentümer dieses Recht nehmen kann. Allerdings hat dieses Recht einen Haken.

Es muss sich nämlich niemand ohne Zwang an die Benennung des Eigentümers halten. Auch wenn «Cindy» von ihrem Lover nur «Alte» genannt wird, kann deren Freundin weiterhin den von ihr gewählten Namen «Süsse» anwenden. Selbst Cindy könnte ja bei der Anrede «Alte» einfach jede Reaktion verweigern. Es ist unwahrscheinlich, dass mehr als eine Handvoll Engländer in naher Zukunft die irische Hauptstadt korrekt aussprechen werden. Es gibt keinen griechisch-orthodoxen Patriarchen von Istanbul, wohl aber einen von Konstantinopel.

Die Deutschen kündigen auf Strassenschildern die Ostseestadt «Szcecin» anders als zu DDR-Zeiten trotz polnischer Hoheit als «Stettin» an. Überhaupt gibt es viele Städte in fremden Ländern, die von den deutschsprachigen Menschen ganz eigentümlich und abweichend benannt werden: «Mailand», «Florenz», «Turin» und «Venedig» findet man nicht in Italien. Kaum eine ausländische Hauptstadt bewahrt in der deutschen Sprache ihre Form: Aus «Roma» wird «Rom», aus «København» wird «Kopenhagen», Paris und London werden zwar gleich geschrieben, aber sehr divergent ausgesprochen. Die meisten Deutschen werden der Meinung sein, die Namen der Metropolen «Barcelona» und «Peking» ziemlich korrekt auszusprechen zu können. Daher reagieren sie auch etwas verschnupft, wenn sie von Spaniern und Chinesen nicht verstanden werden. Aber ein deutsches Barcelona hat einfach wenig Ähnlichkeiten mit einem katalanischen.

Nein, man muss nicht die Namen der Eigentümer übernehmen, man darf seine eigenen Akzente setzen. Und damit

kommen wir zu einem merkwürdigen Phänomen:

In deutschen Medien ist immer wieder von einer Stadt mit dem Namen «Mexiko City» die Rede. Dort finden Konferenzen statt, die Umwelt ist dort in keinem guten Zustand, oder es gibt Unruhen. Jeder Deutsche hat schon einmal von dieser Stadt gehört. Das Problem ist, dass es keine Stadt mit diesem Namen gibt. Nirgendwo.

Nachdem die aztekische Stadt «Tenochtitlan» erst zur Hauptstadt Neuspaniens mit dem Namen «Mexiko» wurde, dann zur Hauptstadt eines gleichnamigen Staates, bestand die Notwendigkeit einer Unterscheidung von Stadt und Land. Die Mexikaner nannten ihre Hauptstadt daher wenig innovativ «Ciudad de Mexiko», was schlecht übersetzt «Stadt von Mexiko», gut übersetzt «Mexiko Stadt» heisst.

Der deutsche Journalist, der aus dieser Stadt berichtet, hat nun zwei Möglichkeiten: Er demonstriert seine Weltläu-

figkeit, indem er den originalen Ortsnamen verwendet. Er kann natürlich auch an sein deutschsprachiges Publikum denken und die korrekte deutsche Übersetzung wählen. Warum aber wählen so viele Medienmenschen in Deutschland, Österreich und der Schweiz die dritte Variante, die darin besteht, weder den korrekten Namen noch die korrekte Übersetzung, sondern die Übersetzung in eine ganz andere Sprache zu wählen, nämlich «Mexiko City»?

Wenn ein Journalist der New York Times von «Mexiko City» spricht, ist das leicht vertretbar. Wenn ein Redakteur der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, des Luxemburger Worts, des Standards aus Wien, des Liechtensteiner Vaterlands, der Bozener Dolomiten, der Neuen Zürcher Zeitung oder der Allgemeinen Zeitung aus Windhuk so schreibt, ist das im besten Fall eine große Eselei. Im schlechteren Fall ist das ein peinlicher und überflüssiger Unterwerfungsakt unter eine amerikanische Benennungshoheit. So wie die Amerikaner die

Dinge benennen, so heissen sie auch für uns.

Psychologisch hochinteressant sind Freiwilligkeit und Nutzlosigkeit dieser linguistischen Kniefälle. Weder zwingt der CIA den deutschen Schreiber zu solchem Verhalten noch überweist er ihm irgendwelche Gelder. Der deutschsprachige Schreiber schreibt unbezahlt und unbelohnt und unbedroht «Mexiko City» statt «Mexiko Stadt». Warum tut er das?

Ein Einzelfall? Eine journalistische Pose? Es geht noch deutlich grotesker.

Einige Jahrzehnte vor Christi Geburt besaßen die germanischen Ubier am linken Rheinufer eine fast stadtähnliche Siedlung, die von den Römern «Oppidum Ubiorum» genannt wurde. 50 nach Christus nahmen sich die römischen Besatzer dieser Ortschaft an und erweiterten sie erheblich, wobei sie natürlich von ihrem Namenrecht Gebrauch machten. Die entstehende Stadt hiess zunächst «Colonia Claudia Ara

Agrippinensium». Nach und nach verkürzte sich der Name auf «Colonia Agrippinensis» und dann auf ein einfaches «Colonia». Die Nachfahren der Ubier, die sich dann selbst «deutsch» nennenden Bewohner formten an dem Colonia so lange herum, bis daraus erst «Cölln», dann das heutige «Köln» entstand.

Spätestens damit hatten die Kölner den Kolonialstatus abgeschüttelt und mit der politischen Hoheit auch die Namenshoheit übernommen. Wenig störend war dabei, dass nicht alle anderen Völker diese Hoheit anerkannten. Die Romanen und Angelsachsen wollen immer noch die Kölner an ihre koloniale Vergangenheit erinnern bleiben daher bei der Bezeichnung «Cologne».

Das ist das Recht der Franzosen und Engländer. Man kann von ihnen ebensowenig eine Anpassung an die deutsche Benennung verlangen wie die Tschechen von den Deutschen ein «Praha» statt einem «Prag» erwarten dürfen. Es ist auch das Recht der Deut-

schen, fremdsprachige Namen nach Belieben zu ignorieren. Und sie machen von diesem Recht auch oft Gebrauch. Oft, aber keineswegs immer.

Sie sagen «London» statt «Landn», sie sagen «Warschau» statt «Warschawa», sie sagen «Luxemburg» statt «Lützelbürg», sie sagen «Mallorca» oder sogar nur «Malle» statt «Majorca». Aber niemals sagten sie «Neu York» statt «New York». Niemals. Der «Neu York»-Sager würde landesweit ausgelacht. Jedoch lachte ihn gar niemand aus, wenn er «Mexiko City» statt «Mexiko Stadt» sagte. Und jetzt wird es ganz spannend. Es lachten ihn nicht so viele Menschen aus, wenn er seine Heimatstadt «Köln» ganz plötzlich «Cologne» nannte.

Ein dummes Beispiel? Kein Kölner wäre so dumm, dies zu tun? Man mache eine einfache Google-Recherche mit dem Namen «Cologne» und man stösst auf viele Hundert Einträge, in denen sich Kölner Unternehmen, Einrichtungen, Initiativen usw. mit der romanischen

bzw. angelsächsischen Bezeichnung verunzieren. Bekannt ist die «Lit.cologne», weniger bekannt ist der «Candyshop cologne». Es gibt das «Dance center cologne», die «Business school cologne», eine «Cologne music week» und sogar einen «Cologne airport». Und tausend weitere Beispiele.

All diese vielen Firmen, Einrichtungen und Initiativen tragen vollkommen sinnlos und vollkommen freiwillig einen Namen, den nicht sie selbst geprägt haben. Sie verzichten damit auf die Dokumentation von Souveränität und Persönlichkeit. Sie senden mit ihrem Namen eine Botschaft: «Wir haben nichts Eigenes, wir können nur kopieren. Richtig Gutes gibt es nicht bei uns, daher leihen wir uns sogar unseren Namen von irgendwoher.» Und sie bekommen nichts für ihren Verzicht. Schon gar nicht aus dem Ausland.

Diese ganz bittere Erfahrung müssen alle Cologne-Verwender ebenso wie alle anderen Denglichsfreunde machen. Für den Verzicht auf das Benennungs-

recht gibt es von fremdsprachigen Menschen keine Anerkennung, keine Streicheleinheiten, keine Lossprechung von zwölf Nazijahren. Es gibt nur Hohn und tiefe Verachtung für die linguistische Unterwürfigkeit. Amerikaner und Engländer reagieren auf Denglichsumgarungen ungefähr wie Jugendliche auf sich sprachlich anbiedernde Erwachsene antworten. Unangenehm berührt. Verstimmt nimmt man die Absicht zur Kenntnis.

Daher sind weder «Mexiko City» noch «Cologne» harmlose sprachliche Nuancen. Es handelt sich um öffentliche Bankrotterklärungen.

Im vergangenen Jahrhundert gab es einen langen, teuren und spannenden Wettbewerb um bestimmte Prestigeausflüge in den Weltraum. Die beiden Hauptkonkurrenten USA und UdSSR setzten ihre Marken, wo immer es ihnen möglich war, selbstverständlich auch in der Sprache. Daher hiessen die amerikanischen Raumfahrer «Astronauten», die sowjetischen «Kosmonauten».



Nach und nach liessen Amerikaner und Sowjetrussen den einen oder anderen Deutschen aus ihrem Einflussgebiet ein Stückchen mitfliegen. Der ostdeutsche Jähn war dann ein Kosmonaut, der westdeutsche Messerschmitt ein Astronaut. Keiner bekam auffällig die ja vorhandene und angemessene Bezeichnung «Raumfahrer». Dieser eigenartige Zustand änderte sich auch nicht, nachdem die blockgebundenen deutschen Staaten Souveränität und Einheit wieder erlangt hatten und sich kostenintensiv an allen möglichen Raumfahrtprogrammen beteiligten.

Trotz ESA und internationaler Raumstation gibt es keine «Raumfahrer». Deshalb bekommen die deutschsprachigen Staaten vom Prestigekuchen der Weltraumfahrt nur Krümel ab, obwohl sie einige grosse Stücke davon bezahlen. Ebenso wie die Österreicher und Schweizer.

Die Chinesen schafften es mit Mühe und Not, einen kühnen Landsmann in einem

Gefährt ins Weltall zu schicken, das wahrscheinlich ohne TÜV-Stempel auskommen musste. Der Mann aus dem Reich der Mitte stellte sein Land damit trotz seiner vergleichsweise kurzen Raumfahrtkarriere halbwegs gleichberechtigt neben die USA und den UdSSR-Nachfolger Russland. Zwar waren Deutsche, Österreicher und Schweizer deutlich öfter und wesentlich länger im Raum als Chinesen. Aber die Chinesen schickten weder einen Astronauten – wie Deutsche und Schweizer – noch einen Kosmonauten – wie Deutsche und Österreicher – in die Höhe, sondern sie entschieden sich für eine Thaikonauten. Damit, ganz besonders damit machten sie ihre Punkte. Sie schafften es, durch einen linguistischen Akt ihren Status in der Weltrangliste fast so hoch wie ihre Trägerrakete zu schiessen. Undenkbar wäre dieser Erfolg mit einem Astronauten oder einem Kosmonauten gewesen.

Eine deutsche Bank, die sich dem Immobiliengeschäft widmen wollte, nennt sich nicht etwa «Hypo Immobilien

Bank», sondern «Hypo Real Estate». Sie dokumentiert schon mit dieser Namenswahl ihre Willen, sich von jeder soliden Basis loszusagen. Nennt sie sich so, damit man ihre bayrische Herkunft nicht mehr erkennen kann? Es scheint folgerichtig, dass man ihr jeden amerikanischen Immobilienkredit verkaufen konnte, dem die Amerikaner nicht mehr vertrauten. Man staunt eher über das Fehlen von Goldgräberclaimzertifikaten.

Den Dingen einen Namen zu geben ist also keine philologische Liebhaberei. Ganz wesentliche soziale und politische Entscheidungen sind mit dem Akt der Namensgebung verbunden. Der Verzicht auf das Benennungsrecht ist verbunden mit dem Verzicht auf Souveränität, Courage und Selbstachtung. Genau diese Eigenschaften aber werden weltweit geachtet, Katzbuckelei, Kleinmut und Selbstverleugnung sind unehonorierte Attribute. Man bekommt nichts dafür. Und damit ist der Benennungsentsagung nicht nur peinlich, sie ist auch teuer.

## 100 Jahre «Heimisbach»

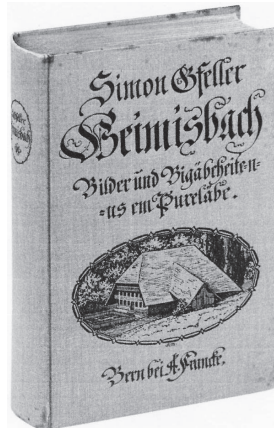
Gfellers Erstlingswerk «Heimisbach», *Bilder u Bigäbeheiten us em Bureläbe*, das auf Weihnachten 1910 erschienen ist, wird in diesem Jahr 100 Jahre alt.

*Neujahrsnacht 1967/1968*: Der Postort 3453 *Dürrgraben* wurde zum 100. Geburtstag zu Ehren des Dichters in 3453 *Heimisbach* umbenannt.

Generäle und Staatsmänner haben städtischen Strassen und Plätzen auch in unserem Lande den Namen geliehen. Dass eine Talschaft den Namen eines Dichterwerkes annimmt, ist etwas Einmaliges für unser Land.

*Simon Gfeller an Otto von Greyerz – aus einem Brief vom 01.02.1909*:

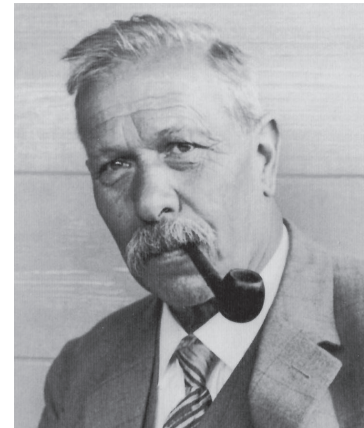
«Einen Schulmeisterroman wird's nicht geben, wenigstens nicht einen reinen Schulmeisterroman. Anfangs hatte ich



*Erstausgabe «Heimisbach»*

so was beabsichtigt. Dann bin ich davon abgekommen. Reformlustige Schulmeister hat's sonst schon chriesdick und etwas, das auf den Wogen einer augenblicklichen Mode schwämme und nicht für alle Zeiten wahr wäre, ist nicht mein Ziel. Und dann: Ich hätte mich vor aller

## Zwei Ausstellungen



*Simon Gfeller*

Welt nackt abziehen und in meinen geheimsten Herzfalteln blättern sollen. Lieber nicht schreiben, als vor Krethi und Plethi meine eigenen Därme kehren. Die Form hätte sich freilich leicht gemacht: «Das Tagebuch des Schulmeisters von Heimisbach», ein Faden, an

dem sich alles aufziehen ließe, Sprache: Schriftdeutsch, eine Hauptperson. Gewiss, es war verlockend, aber es reute mich, dass ich nicht Mundart brauchen konnte ...

Darum möchte ich das alte, gute, schlichte Bauernhaus mit seinem Frieden und die Bewohner in ihrem Wohlwollen gegen Mensch und Tier auf der einen, und das schönere, grössere, neuere Bauernhaus mit reichen aber ewig missvergnügten Insassen auf der andern Seite, einander gegenüber stellen. Dort soll mein Schulmeister studieren gehen.»

*Otto von Greyerz: «Heimisbach» – eine literarische Besprechung, NZZ am 14. 10. 1910:*

«**Heimisbach**» ist der Name eines Buches, mit dem sicher keine neue Mode eröffnet werden soll. Ich glaube auch nicht, dass es jemals zum Götzen einer Mode – aber ebenso wenig, dass es zum Opfer einer Mode werden könne ... Neue Bahnen brechen ist etwas anderes als neue Moden einführen.

Auch neue Bahnen will übrigens Simon Gfeller mit seinem Erstlingswerk nicht, wenn ich ihn recht verstehe. Aber auf den alten Bahnen, die er wandelt, sich zu halten und doch einer zu sein – das will diesmal etwas heissen, denn es sind Gotthelfs Bahnen ... In Gotthelfs Bahnen wandeln heisst nicht, ihm in Äusserlichkeiten ähnlich zu sein, z. B. in der Sprache. Da geht der Verfasser von «Heimisbach» just einen andern Weg. Er schreibt sein Buch von A bis Z in der genauen Mundart des untern Emmentals ...»

*Ausstellung «Simon Gfeller: Mensch, Schulmeister, Dichter, Denker – Beziehungen»*

*Schulhaus Thal, Heimisbach – täglich geöffnet von April bis Ende Oktober (Öffnungszeiten 8–18 Uhr)*

*Mehr unter [www.heimisbach.ch](http://www.heimisbach.ch)  
Simon Gfeller Stiftung,  
3453 Heimisbach*

## Die Gotthelf-Verfilmungen von Franz Schnyder

### Gotthelf-Stube Lützelflüh – Ausstellung 2010

#### «Uli der Knecht» und «Uli der Pächter»

*«Das Weltliche und das rechte Geistliche sind viel näher bei einander, als die meisten Menschen glauben.» (Jeremias Gotthelf, Uli der Knecht)*

Unsere diesjährige Ausstellung erinnert an Franz Schnyder, den bekannten Regisseur aus Burgdorf, der dieses Jahr seinen 100. Geburtstag hätte feiern können und der bei der Bevölkerung viel zur Popularität des Schriftstellers Jeremias Gotthelf beigetragen hat. Er wollte mit seinen «laufenden Bildern», wie Gotthelf dies mit seinen Worten tat, dem «Mann von der Strasse» eine ethische Botschaft vermitteln. Jeremias Gotthelfs hundertster Todestag im Jahr 1954 und die Radio Bearbeitungen von Ernst Balzli trugen dazu bei, dass der

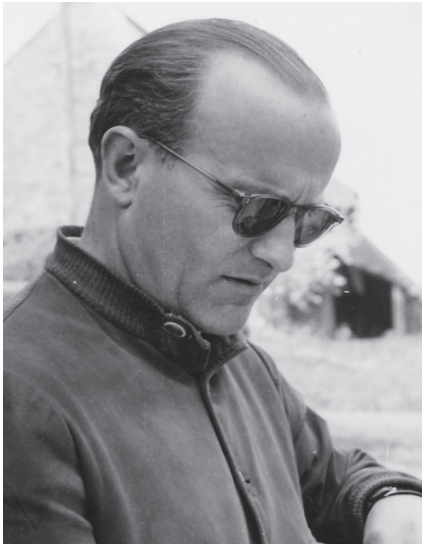
Roman «Uli der Knecht – eine Gabe für Dienstboten und Meistersleute» verfilmt wurde.

Am 19. Oktober 1954 fand im Kino Scala in Zürich die Premiere des Films statt. «Uli der Knecht» lockte insgesamt

1,6 Mio. Zuschauerinnen und Zuschauer in die Kinos – ein gewaltiger Erfolg. Franz Schnyder war überzeugt davon, dass die Werke ihre immerwährende Aktualität besitzen. «Ich glaube an Gotthelfs Botschaft, [...] dass der einzelne eine Verantwortung für die andern

übernehmen muss», äusserte sich Schnyder in einem Interview.

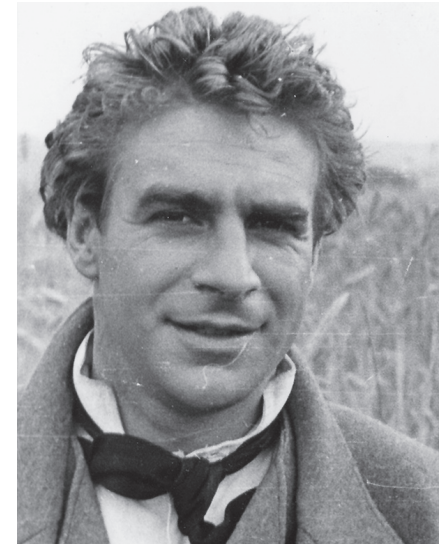
Innert zehn Jahren entstanden sechs Gotthelf-Produktionen. Schnyders Filme gehören zu den erfolgreichsten Produktionen des Schweizer Films. Ihnen wur-



*Franz Schnyder*



*Liselotte Pulver (Vreneli)*



*Hannes Schmidhauser (Uli)*

de aber auch immer wieder vorgeworfen, den Werken Gotthelfs nicht gerecht zu werden. Schnyder fühlte sich als Regisseur stets in seinem Element. Er hatte ein Gespür für Dramatik und die Begabung, aus seinen Schauspielern das Beste herauszuholen. Bei den Dreharbeiten trug er meistens eine Zipfelmütze, die schon bald sein Markenzeichen wurde.

*Die Ausstellung zeigt u. a.:  
Amateurfotos von den Dreharbeiten, Lebenslauf von Franz Schnyder, Fotos von Darstellern der Uli-Filme, von den Drehorten «Glunze» und Kirche Würzbrunnen usw.*

*Sie ist bis Ende Oktober jeden  
Nachmittag von 14 bis 17 Uhr  
geöffnet.*

*Nähere Informationen auf der  
Netzseite der Gemeinde Lützel-  
flüh ([www.luetzelflueh.ch](http://www.luetzelflueh.ch)).*

## Sprachsicherheit

### Vorschau auf die Frühlingstagung der Schweizer Orthographischen Konferenz (SOK)

**Donnerstag, 20. Mai 2010,  
15 Uhr, im Zunfthaus zur Waag,  
Zürich**

Eine sichere und klare Sprache ist Voraussetzung unseres Zusammenlebens. Arthur Schopenhauer schrieb: «Eine Sprache soll den Gedanken ausdrücken; nicht uns überlassen ihn zu raten.» Das gilt natürlich auch für die schriftliche Form der Sprache, und damit ist der Rechtschreibung ihr Platz bestimmt: es ist keineswegs der Platz in der Ecke. Auch wer die Orthographie mit heftigen Ausdrücken verdammen oder in herablassender Abgeklärtheit als unwichtig abtun möchte, hält sich an sie, wenn er seine Stellungnahme

aufschreibt – damit er gelesen und verstanden werden kann.

Wie steht es mit der Sprachsicherheit im vierzehnten Jahr der Reform der Rechtschreibung? Wird der Kompromiß, den der Rat für Rechtschreibung ausarbeitete, angenommen? Sind Sprachrichtigkeit und Einheitlichkeit der Rechtschreibung wiederhergestellt? (In Klammern: Die Antwort lautet nein.) Ein Fachreferat von Stefan Stirnemann gibt einen Überblick: «Grundsätze, Grund-Sätze, grunzende Sätze – Bericht zur Lage der Rechtschreibungen im Jahre 2010».

Anschließend findet eine Arena statt. Es leitet sie der unvergessene Meister der Arena: Filippo Leutenegger, Gründungsmitglied der SOK, Nationalrat, Leiter des Verlages neue-ideen.ch AG. Im Podium sind vertreten: Der Verein «Medienkritik Schweiz», die Autorinnen und Autoren der Schweiz (AdS), die Interes-



*Schweizer Orthographische Konferenz (SOK), Tagung vom 4. Juni 2009 im Zunfthaus zur Waag, Zürich.*

sengemeinschaft Österreichischer Autorinnen und Autoren (IGAA), der Rat für deutsche Rechtschreibung und die Arbeitsgruppe der SOK.

Wie es zu einer Arena gehört, sind alle Anwesenden Gesprächsteilnehmer. Thema: Sprachsicherheit in der Presse, in der Literatur, im Staat und in der Schule. Ein Imbiß und Umtrunk wird Gelegenheit für weitere Gespräche geben. Möglich gemacht wird die Tagung durch den Sprachkreis Deutsch SKD.

Ein paar Schlaglichter auf das Thema: In der Schweizer Presse wird der wichtigste Grundsatz der SOK, «Bei Varianten die herkömmliche», zunehmend befolgt. Und eine wachsende Zahl von Zeitungen und Zeitschriften setzt auch weitere Empfehlungen der SOK um, auch jene Empfehlungen, mit denen sich die SOK vom Rat für Rechtschreibung entfernt. Damit wird die kluge Auswahl der Regeln, welche die NZZ seinerzeit getroffen hat und welche die Grundlage der Arbeit der SOK bildet, in

der Schweiz immer fester verankert. Eine weitergehende Vereinheitlichung in der Schweiz wird die Verkrampfung lösen, in die Deutschland gefallen ist.

Wie steht es mit der Literatur? Die Autorinnen und Autoren Österreichs haben vertraglich erreicht, daß ihre Texte nicht einfach für Schulbuchzwecke an neue orthographische Normen angepaßt werden dürfen. Ihre Schweizer Kollegen und Kolleginnen werden ihnen hier folgen. Und zahlreich sind die Neuerschei-



nungen, die sich um die Reform und ihre Reformen nicht im geringsten kümmern. Zwei Beispiele: Die wunderbare, tausendseitige Gedichtsammlung, welche Wulf Kirsten im Ammann Verlag herausgegeben hat («Beständig ist das leicht Verletzliche», Gedichte in deutscher Sprache von Nietzsche bis Celan, 2009), und die Tagebuchfragmente aus dem Nachlaß von Max Frisch, bei Suhrkamp herausgegeben von Peter von Matt (Max Frisch, Entwürfe zu einem dritten Tagebuch, 2010).

In der staatlichen Verwaltung gilt nach wie vor der Leitfaden der Bundeskanzlei (3., vollständig neu bearbeitete Auflage, 2008). Die neue Auflage ist zwar in manchem besser als ihre beiden Vorgängerinnen, aber auch sie ist noch fehlerhaft genug. Mitglieder der Arbeitsgruppe der SOK haben sich mehrere Male in die Berner Bundesverwaltung bemüht und haben den Verfassern dieses Leitfadens und ihrer Vorgesetzten, der Bundeskanzlerin Casanova, ausführlich gezeigt, was alles zu verbessern ist (Vgl. «Besser ist nicht gut genug», Mitteilungen Nr. 1+2/2009).

Man weiß in Bern, daß es nicht um Kleinigkeiten geht. Und dennoch hat Margret Schiedt, Autorin des Leitfadens und Mitglied des Rates für Rechtschreibung, gemäß einem Protokollentwurf im Rat für Rechtschreibung kaltblütig erklärt, daß Korrekturbedarf nur in wenigen Fällen bestehe.

Und die Schule? Lehrer und Schüler, welche die Rechtschreibung ernst nehmen, werden an der Nase herumgeführt. Als Beispiel sollen Ulrich Knobels «Übungen zur Rechtschreibung» dienen, welche der Verlag der Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich herausgegeben hat. Wer das teure Werk heute kauft, kann auf vielen Seiten Regeln lernen und einüben, die zum Teil schon im August 2000, als das Buch erstmals erschien, überholt waren. Für Knobel ist immer noch «Es tut uns *Leid*» richtig, und «Sie hat *recht*» falsch. (Vgl. «Ulrich Knobel verbessert Reiner Kunze», Mitteilungen Nr. 2/2005). Daß solche Bücher angeboten werden, zeigt, was ihre Verfasser und Verleger von Schülern und Lehrern halten, nämlich nichts – für die Schule

ist offenbar alles gut genug. Aber auch das sogenannte Referenzwerk, das der LCH, der Dachverband der Schweizer Lehrkräfte, mit den Erziehungsdirektoren aushandelte, ist unbrauchbar: der Schweizer Schülerduden. Seine Autoren fühlen sich auch solchen Grundsätzen der Reform verpflichtet, die der Rat für Rechtschreibung aufgehoben hat, und unterschlagen viele Schreibweisen, so daß einem Schweizer Schüler «seit *langem*» als Fehler angestrichen werden muß, obwohl der Rat für Rechtschreibung die Kleinschreibung gelten läßt. Das Grundproblem ist, daß die Öffentlichkeit nicht Bescheid darüber weiß, was unter dem Titel «Rechtschreibreform» in den letzten Jahren getan wurde und wie die Lage heute ist. Wer Bescheid weiß, dessen Urteil steht fest. Die Öffentlichkeit zu unterrichten ist ein Hauptanliegen der SOK.

Es gibt also genug zu besprechen, und es gibt vor allem genug zu tun. Die Reise nach Zürich wird sich lohnen. Willkommen im Zunfthaus zur Waag!

**Stefan Stirnemann**

***Sprüche von Lothar Emanuel  
Kaiser zu Bankenkrise  
und Geld:***

Er kam zu Wort.  
Er kam zu Geld.  
Er kam zu Erfolg.  
Er kam zu Fall.  
Er kam zu sich.

Das Sternbild des Managers:  
Der grosse Wagen.

Reiche Teufel sind die ärmsten.

## Veranstaltungen

**VDS Delegiertenversammlung** 11./12. Juni 2010 in Lands-  
hut und ISPRUD-Konferenz

**Mitgliederversammlung SKD**  
26. November 2010 in 3250  
Lyss, Rest. Schützen, 16.30 bis  
18 Uhr, statutarische Geschäfte

## Ich spreche gern Deutsch

**Gerd Schrammen**

### Über die mißhandelte Muttersprache

3. Auflage, 281 Seiten, € 14,20,  
ca. SFr. 20.–  
ISBN 978-3-931263-81-2

Bissig und humorvoll, leichtfüßig und ernsthaft: Gerd Schrammen schreibt über die deutsche Sprache, ihren Wert und ihre Großartigkeit, ihre Misshandlungen und Beschädigungen.

Ein vergnügliches Buch, das zugleich aufrüttelt und Lust macht, sich in Zeiten der Globalisierung für die Erhaltung der Muttersprache einzusetzen.

Die hier zusammengestellten Texte sind überwiegend aus Beiträgen für die Sprachnachrichten des Vereins Deutsche Sprache hervorgegangen. Einige sind in Zeitschriften und Büchern erschienen. Dazu kommen Auszüge aus

Vorträgen oder Entwürfe für Seminare und Kolloquien. Alle Texte entstanden in den letzten acht Jahren. Mitstreiter aus dem Verein Deutsche Sprache haben ihre Texte beigezeichnet oder an dem einen oder anderen Beitrag mitgearbeitet.

Dr. phil. Gerd Schrammen lehrte Deutsche Sprache und Literatur sowie Französische Literatur an den Universitäten Caen (Frankreich) und Göttingen. Er ist Zweiter Vorsitzender des Vereins Deutsche Sprache.





## Jetzt in Grün

***In der Farbe der Hoffnung kommt er daher, nach Weiss, Blau, Rot, Gelb und Lila:***

### Der neue Anglizismen-INDEX 2010

Denn erstmals keimt Hoffnung auf für ein wachsendes Bewusstsein bei der deutschen Sprachgemeinschaft, dass ihre Sprache ein schützenswertes Kulturgut ist und die Flut der eingeschleppten Anglizismen eingedämmt werden muss, um Schaden von ihr zu wenden. Selbst einem der grössten und hartnäckigsten Sprachpanscher, der «Deutschen Bahn», dämmert es; sie kündigt an, ihre Kunden wieder in Deutsch anzusprechen zu wollen. Auch ihr kann der Anglizismen-INDEX eine Hilfe sein, ihre vergessenen deutschen Wörter unter den jetzt 7220 Einträgen des INDEX wiederzuentdecken.

Neu in seiner Ausgabe 2010 ist, dass der INDEX seine pragmatische Einstellung gegenüber der Integration von



Fremdwörtern dadurch beweist, dass er die Substantive unter der Gruppe der nützlichen Anglizismen wie deutsche Hauptwörter behandelt und mit großen Anfangsbuchstaben versieht. – Neu ist auch im Textteil ein lesenswerter Beitrag von Franz Stark: «Die Anglomanie und die Sprachwissenschaft».

Die Buchausgabe des Anglizismen-INDEX ist im Buchhandel und beim IFB Verlag Deutsche Sprache, Paderborn, sowie beim Sprachkreis Deutsch, Bern, zu beziehen. (€ 15.– oder ca. Sfr. 22.–)

ISBN 978-3-931263-92-8

Die Netzausgabe ist abrufbar unter:

<http://www.anglizismenindex.de>

<http://vds-ev.de/>

[anglizismenindex/http://www.sprachkreis-deutsch.ch](http://www.sprachkreis-deutsch.ch)

### *Weitere Sprüche von Lothar Emanuel Kaiser*

Flüssige Mittel muss  
man im Trockenen haben.

Je mehr du hast,  
umso schwerer hast du.

Wer macht dem Zinsfuss  
eigentlich Beine?

Die Kehrseite der Zivilisation  
ist der Kehrlicht.

Mit dem Streifenanzug  
geht er auf Geldstreifzüge.

Schein trägt. Auch Geldschein.

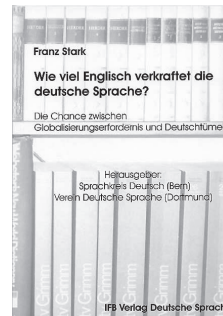
## Wie viel Englisch verkraftet die deutsche Sprache?

### *Die Chance zwischen Globalisierungserfordernis und Deutschtümelei*

**Franz Stark**

Herausgegeben vom Sprachkreis Deutsch (Bern) und dem Verein Deutsche Sprache (Dortmund) 2009, 108 Seiten, € 9,90 / ca. Sfr. 15.– ISBN 978-3-931263-89-8

«Die Akzeptanz des Englischen als Kommunikationsinstrument der globalen Wirtschaft, der internationalen Politik und des weltweiten Wissenschaftsaustauschs bedingt nicht zugleich seine Übernahme oder die Übernahme unnötiger Begriffe in alle anderen Sprach-, Denk- und Kulturbereiche. Wenn wir das Weltkulturerbe «deutsche Sprache» erhalten wollen, müssen wir unsere «kulturelle Mutlosigkeit» ablegen und zu einer venünftigen Einstellung gegenüber Anglizismen und dem Einfluss des



Englischen finden. Und das bedeutet, im eigenen Sprachverhalten jeweils konkret abzuwägen, wo die Bedürfnisse einer zunehmend globalisierten «Netz-Gesellschaft» die Verwendung des Englischen oder englischer Benennungen tatsächlich erfordern und wo wir – im Interesse der Erhaltung der vertrauten und identitätsstiftenden eigenen Sprache – darauf verzichten sollten.»

Nach 100 vorangegangenen Seiten sind dies die Schlussworte Franz Starks. Wieder hat er einen wegweisenden Titel im Einsatz für unsere Sprache geschrieben. Durch viele Beispiele veranschaulicht,

bezieht er eindeutig Stellung. Eingeteilt in die beiden Kapitel «Linguistische Stellungnahmen» und «Außerlinguistische Überlegungen», findet hier jeder Sprachfreund Argumente und Erklärungen. Abgerundet wird der Text durch eine großzügige Literaturliste. (IFB)

### **Weitere Sprüche von Lothar Emanuel Kaiser**

Anlageberater = Zinsfusspfleger

Auch bei sehr schmutzigen Geschäften nennt man das Ergebnis Rein-Gewinn.

Neo-Liberalismus.  
Der Markt wird es richten.  
Der Markt hat es angerichtet.

Bestseller. Organisierte Makulatur.

Gratisblatt in der Früh  
am Bahnhof.  
Freiwillige Zwangsernährung.

## Erika Burkart zum Gedenken

Am 14. April ist die Schweizer Dichterin Erika Burkart im Alter von 88 Jahren im aargauischen Muri gestorben. 1922 in Aarau geboren, wuchs sie im «Kapf» auf, einem ehemaligen Äbtehaus des Klosters Muri, wo sie bis zuletzt lebte und arbeitete. Sie wurde zuerst als herausragende Lyrikerin bekannt. Nicht minder bedeutend sind ihre Prosa-werke.

«Ihre Prosabücher sprachen eindringlich von der Armut ihrer Kindheit, vom Angst einjagenden alkoholsüchtigen Vater in der Wirtsstube, von der geliebten Mutter, die die Familie mit Heimarbeit über Wasser hielt ... Erika, die Tochter, wurde Primarlehrerin, übte den Beruf zehn Jahre lang aus ... 1952 wagte sie den Sprung, wurde freie Schriftstellerin. 1953 erschien ihr erster Gedichtband: «Der dunkle Vogel» ...» (Beatrice von Matt in der NZZ). Viele weitere Werke folgten, vom traditionellen Reimgedicht fand sie den Weg «zu jenen freien Rhythmen und kargen Tönen,

zu jenen härteren Feststellungen, die seit den 1960er Jahren ihre Gedichte bestimmten – bei allem unverlorenen Hoffen auf die Natur.» (B. von Matt)

### Auf einen Nussbaum

Gut war sein Standort  
an der Böschung über dem Kreuzweg  
bei einem Haufen von Ackersteinen  
und Wacken\*, wie man sie findet  
in den Moränen beim Pflügen.

Am Rand der Feldebene war er  
der einzige Baum,  
ein Solitär von vollendetem Wuchs,  
noch jung, er wäre ein König geworden  
unter den Bäumen, auf die man zugeht  
wie auf einen Gott.

Seine Fruchtbarkeit, dachte man stets,  
würde ihn schützen bei Leuten,  
die nichts sehn, weil sie  
einzig den Nutzen im Auge haben.  
In Vierer- und Sechserbüscheln  
bot er im Herbst seine Früchte dar,  
doppelt verschalt die hirnweissen  
Kerne.

Seine Blätter rochen  
wie Nussblätter riechen:  
Nach Kindheit und etwas,  
wovon der Geruch die Verheissung ist.

Am Himmel hat sein Geäst sich  
verstrahlt.  
In seinen Zweigen  
fanden zur Stunde des Hirten  
die schönsten Wolken sich ein.  
Ein Bauer hat ihn erschlagen  
zwecks Gewinnung zusätzlichen  
Nutzlands.  
Sein Tod und seine Absenz  
sind mir ein dauernder Schmerz.

Niemals kann ich vergessen  
seinen bergenden Schatten,  
seinen starken Stamm,  
abends, wenn er der Sonne  
dunkel Widerpart stand,  
eine atmende Kugel  
und warm noch vom Tag.

Niemals kann ich vergessen.  
Wenn ich vorbeigeh,  
verneige ich mich.

\* Wacke: bröckeliges Gestein

## **Deutschsprachige Normung erhalten! – keine Zentralisierung!**

Der VDS Dortmund spricht sich in einer Presseerklärung vom 27. April 2010 gegen die Einrichtung einer europäischen Normungsbehörde aus und schliesst sich dem Widerstand des «Deutschen Instituts für Normung (DIN)» gegen die Brüsseler Pläne an. Wie die FAZ am 20. April berichtete, plant die EU, dass Normen künftig von einer zentralen europäischen Behörde erarbeitet werden sollen, um Kosten zu sparen. Dies hätte jedoch voraus-

sichtlich zur Folge, dass technische Normen letztlich nur in englischer Sprache verfügbar wären. Sie beschreiben jedoch u. a. komplexe technische Sachverhalte, die in der Regel nur in der Muttersprache auch im Detail richtig verstanden werden. Dieser Plan würde also nicht nur eine weitere Zurückdrängung der deutschen Sprache nach sich ziehen, sondern auch ein Sicherheitsrisiko erzeugen. Die DIN-Normen und die deutschsprachigen Ausgaben von europäischen (DIN-EN) und internationalen Normen (DIN-ISO) beugen in ihrer heutigen Form Störungen in Fertigung und Anwendung

vor, denn das DIN arbeitet nach dem Grundsatz, dass die deutsche Sprache korrekt angewendet wird und dass englische Bezeichnungen in der Fachsprache nicht unreflektiert übernommen werden. «Normung ist eng mit Sprache verflochten. Wer Normen setzen will, muss dies in seiner Muttersprache tun, denn komplexe technische Sachverhalte werden auch im Detail nur in der Muttersprache richtig verstanden», sagte Dipl.-Ing. Gerhard H. Junker, Herausgeber des Anglizismen-INDEX und früherer Präsident eines ISO-Komitees. [Der SKD schliesst sich diesen Überlegungen an.]